



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Hermann Allmers' Stellung zum Plattdeutschen.

Von
D. Steilen, Bremen.

Es berührt eigenartig, daß der Marschendichter, der das Kernwort:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!“

prägte, sich für die Sprache der Heimat so wenig erwärmen konnte. Es ist diese ablehnende Stellung in den ganzen Zeitverhältnissen begründet und nur aus eben diesen Umständen heraus zu verstehen. Als Hermann Allmers auf der Höhe seines Schaffens stand, lag das Plattdeutsche noch allzusehr im argen. Groth und Reuter, die Gründer einer neuplattdeutschen Zeit, hatten sich noch nicht durchsetzen können, und der Hamburger Ludwig Wienbarg, der dem Plattdeutschen ein baldiges Ende wünschte und voraus sagte, hatte doch mit seiner Anschauung wohl mehr Anhänger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Allmers' Stellung zum Plattdeutschen liegt schon in seiner häuslichen Erziehung begründet. Er hat in reiferen Jahren einmal folgende Worte niedergeschrieben, die den Schlüssel zu seiner Anschauung enthalten: „Mit den Kindern der ersten Ehe war stets plattdeutsch gesprochen worden; auch unter sich sprachen es meine Eltern meistens, mit mir aber immer hochdeutsch, und ich danke ihnen dafür und freue mich, daß so die Sprache der gebildeten Welt und unserer Dichter und Schriftsteller auch die meines Herzens geworden ist, ohne daß ich der Mundart meiner Heimat, die ich genugsam mit unseren Leuten, den Nachbarn und Spielfkameraden reden konnte, entfremdet ward. Darin gaben meine Eltern unserer Gegend das erste Beispiel und lange Zeit auch wohl das einzige. Erst in den letzten Jahrzehnten beginnt man in unseren Marschen die Wichtigkeit einzusehen und mit den Kindern sogleich hochdeutsch zu reden, mag auch das Plattdeutsch sonst die Mundart des Hauses sein.“

Für diese Anschauung über das Plattdeutsche war auch seine politische Stellung beeinflussend und ausschlaggebend. Allmers war ein begeisterter Anhänger des deutschen Einheitsgedankens. Ihm erschien die Vielgestaltigkeit der Stämme als ein Hindernis, und so kam er auch von dieser Seite dazu, das Plattdeutsche als Stammessprache geringzuschätzen. Diese Meinung ist von vielen geteilt worden bis in die jüngste Vergangenheit hinein, bis sich erst in den Stürmen des Weltkrieges die gegenteilige Ansicht durchsetzen konnte.

Und noch ein Drittes kommt hinzu: Allmers glaubte, es sei unmöglich, in dieser wortarmen Sprache auch dann noch ein Gespräch führen zu können, wenn es einen höheren Aufschwung nimmt. Diese Ansicht besteht auch heute noch in weiten Kreisen, und unseren besten plattdeutschen Dichtern ist es zu danken, daß sich immer mehr die Erkenntnis Bahn bricht, daß Plattdeutsch — obwohl es in seiner langen Aschenbrödelstellung wenig fortgeschritten ist — auch zur Darstellung der höchsten Gedanken und Wiedergabe wissenschaftlicher Arbeiten fähig ist, und ich brauche hier nur Namen wie Karl Wagenseil, Rudolf Kinau und Hans Much zu nennen. Auch darin war Allmers durchaus ein Kind seiner Zeit, daß er die Bedeutung Klaus Groths und Friß Reuters für das Volk nur gering anschlug; er wurde in dieser Haltung durch die jungen Burschen und Mädchen bestärkt, die

beide Schriftsteller ablehnten, wenn er ihnen aus ihren Werken vorlas.

Für den wissenschaftlichen Wert des Plattdeutschen ist Allmers nie blind gewesen. Trug er sich doch sogar zu einer Zeit, als von Mundartenkunde und -forschung noch keine Rede war, mit dem Gedanken, Dialektarten für das Plattdeutsche anzulegen. Ueberdies beweist auch sein Marschenbuch, daß er die Bedeutung der plattdeutschen Muttersprache als Wissenschaftler wohl zu würdigen wußte. Er unterzieht da die Sprachverhältnisse der Marschen einer längeren Untersuchung und kommt zu diesem Ergebnis: „Mag man nun sagen, was man will, mag man das Traute, das Treuerzige, das Anheimelnde oder das Kernige des Plattdeutschen hervorheben, oder mag man warnend ausrufen: „Nehmt ihr dem Volke die Sprache, so nehmt ihr ihm die Seele!“ — man wird dennoch bei reiferem Nachdenken immer darauf zurückkommen, daß der Sieg des Hochdeutschen nur zum wahren Heile des Volkes gereichen kann.“ (Marschenbuch, 5. Aufl., S. 208.) Und er schließt seine Betrachtungen mit den Worten (S. 209): „Und es muß und wird untergehen, sei es über kurz oder lang. Es fehlt einmal der einzige Haltpunkt, die Schrift. Mit der wachsenden Kultur und Bildung dringt das Hochdeutsche siegend und unüberwindlich vorwärts. Recht gut kann noch ein Jahrhundert und vielleicht noch mehr Zeit bis dahin verfließen, eines Tages aber wird das Plattdeutsche — wie sein Vorgänger, das Friesische — unrettbar verschollen sein, trotz Klaus Groth und Friß Reuter.“

Daß sich bei der soeben gekennzeichneten Stellung Allmers' herzlich wenig Plattdeutsches unter seinen Gedichten findet, wird nun nicht mehr wundernehmen. In seinem leider unvollständig gebliebenen Epos „Die Stedinger“ läßt Allmers die Bauern nun freilich plattdeutsch sprechen; denn — so sagt er — „ich habe die ganze unbeugsame Kraft des Bauern nur dadurch ausdrücken können, daß ich ihn in seiner derben Volkssprache reden ließ“. Zur Anwendung des Plattdeutschen zwang hier also rein die künstlerische Notwendigkeit. Allmers hatte die große Freude, gerade diesen Abschnitt Ludwig Uhland vorlesen zu dürfen. Der Schwabe hatte dem Marschendichter sagen lassen, Hoch- und Plattdeutsch lasse sich nicht vereinen, und er möge doch solche Versuche unterlassen. Aber der lebendige Vortrag des Friesen wirkte so überwältigend auf den Süddeutschen, daß er, wie Siebs in seinem trefflichen Buche „Hermann Allmers“ erzählt, Allmers Hänge ergriff und sagte: „Das haben Sie gut gemacht, und so müssen Sie es vollenden, dann hat unsere Literatur eine Dichtung, worauf sie stolz sein mag.“

Hermann Allmers hat manches Heimatlied gedichtet (Friesengruß, Friesenfang usw.), die gewiß überall gesungen werden; aber recht im Volke heimisch geworden ist doch nur ein kleiner Vers, der die Schönheiten Osterfades so anschaulich schildert. Dieses Liedchen, das Heinrich Schriefer in seiner Heimatgeschichte „Hagen und Stotel“ geradezu als Volkslied bezeichnet, lautet so:

Ett giff e en Land,
Dat is bekannt
Woll up un dat an'n Werferstrand;
An eene Siet is Slik und Reit,
An'e annere Siet is Moor und Heid;
Dor binnen, dor waht dat Gras so grön,
Dor steiht dat leewe Roorn so schön,
Dor weerd't te groten Ossen so fett,
Dor wuht de Aschwarde Rohl so nett.
Dit schöne Land

Is us bekannt,
Dat is uf leewe Heimotland.
Von Buttell bit na Rade —
Hoch leewe Osterstadel

Daß gerade dieses Liedchen so Boden gewinnen konnte, zeigt doch wohl, daß der Alte hinterm Deiche in seinem Urteile über das Plattdeutsche von Anschauungen ausging, die seine Heimatbevölkerung nicht teilte. Daß er es lediglich als reine Gelegenheitsdichtung wertete, geht daraus hervor, daß er es in seine Gesammelten Dichtungen nicht aufgenommen hat.

Die „Wurt“ bei Rodentkirchen.

Von

H. Schütte, Oldenburg.

Wurten sind die künstlichen Bohnhügel der Marsch, durch die sich die Chauken und Friesen, bevor sie die Deiche kannten, gegen die Sturmfluten sicherten. Das Land Wursten hat von ihnen seinen Namen: das Land der Wurtjassen. Am linken Weserufer steht das Wort Wurt oder das gleichbedeutende Warf in vielen Ortsnamen, auf warfen und wurden endigend: Rangwarden, Mürrwarden, Ruhwarden, Edwarden, Ellwarden, Sürwürden usw., wahrscheinlich in der Pluralform, weil die großen Dorfwarfen wohl aus einzelnen Hauswurtten bei der gemeinsamen Erhöhung zusammengewachsen sind. Die Singularform kommt öfter als Warf oder Wärf, seltener als Wurt vor. Im Stadlande heißt nur der Warf, der das alte Stammhaus der Lübben trägt, etwa 1 Kilometer südlich von Rodentkirchen, einfach Wurt oder auch Lübbewurt.

Es ist eine umfangreiche, aber unauffällige Anhöhe, da sie sich wenig über das umliegende Land, kaum 80 Zentimeter über die etwas entfernte Landstraße erhebt. Nur der eigentliche Hauswarf, der wohl durch den Aushub der breiten Grast erhöht ist, ragt noch etwas höher auf. Offenbar haben wir's hier mit einer uralten Ansiedlung zu tun, denn die Ausgrabungen, die der verstorbene Oberkammerherr von Alten im Jahre 1873 auf der Wurt vornahm, förderten u. a. Scherben und Spuren von Leichenbrand zu Tage, die etwa auf die Völkerwanderungszeit hinweisen.

Diese frühe Datierung der Wurt veranlaßte mich, kürzlich in den Weihnachtsferien dort eine Bohrung vorzunehmen; denn hier konnte ich den Urboden des Stadlandes aus der Zeit der Besiedelung sicher feststellen, da er durch die aufgetragene Wurt-erde den Einwirkungen der Luft und des Wassers entzogen war. Bei früheren Bohrungen im freien Felde der Stadländer Marsch war mir das nicht gelungen, weil der sandreiche Untergrund, sobald das Grundwasser kam, im Vöfelfbohrer nicht hielt. Zudem fehlte ja auch bei den Bohrungen außerhalb der Wurt die genaue Altersbestimmung, auf die es mir ankam. Da ich kein Nivellementinstrument zur Verfügung hatte, ermittelte ich die Höhe des Bohrpunktes aus der im Meßtischblatt angegebenen Straßenhöhe mit Benutzung des Wasserspiegels der Gräben als Horizontale.

Die Bohrung ergab folgende Lagerung:

2,20 Meter über M.N.-Oberfläche etwas unterhalb des höchsten Punktes. Rasen, dann schwarzer Klei mit Brandschutt und allerlei Kulturresten.

- + 0,80 Gelber krümeliger Klei.
- + 0,70 Schwarz-grauer Klei.
- + 0,60 Braun-schwarze, mistartige Masse.
- + 0,10 Schilfblätter.
- + 0,05 Brauner Klei mit Holz.
- + 0,60 Brauner und schwarzer Mist.

Wurtsohle.

— 0,30 Blau-schwarzer Klei mit Vivianit (phosphorsaures Eisen, weiße Flecken, die sich im Tageslicht blau färben).

tonig, aber noch immer sehr schwer zu bohren.

— 0,60 Blau-grau-schwarzer, entkalkter rasenfarbiger Klei.

— 0,80 Grauer, rasenfarbiger, entkalkter Klei, sehr dicht. Schwefelwasserstoff.

Obergrenze des Grundwassers.

— 1,20 Hellgrauer, undeutlich geschichteter Klei, stellenweise Vivianit. Schwefelwasserstoff.

— 1,60 Bräunlicher Klei mit Schilfwuchs und Spuren von Kalk.

— 1,80 Grauer Klei, etwas geschichtet, mit Schilfwuchs, schwach kalkhaltig.

— 2,80 Grauer, sandiger Klei ohne Schilfwuchs, kalkhaltig.

— 3,80 Bohrung eingestellt.

Soweit aus einer einzelnen Bohrung Schlüsse zu ziehen sind, lag also die Sohle der Wurt etwa 30 Zentimeter unter Null. Da das umgebende Maifeld, d. h. die allgemeine Bodenoberfläche, auf 1,20 bis 1,30 liegt, muß also das Land nach der Besiedelung um circa 1,50 Meter aufgeschüttet sein. Das Aufschüttungsfeld ist nun, daß die Wurtjassen bis zur Wurtsohle hinabreichend, daß also wahrscheinlich die älteste Ansiedlung zu ebener Erde, nicht auf einem künstlichen Bohnhügel erfolgt ist. Das ist keineswegs eine Ausnahmeerscheinung, sondern, wie die vielen abgegrabenen Wurtten in Holland beweisen, die Regel, und es nötigt uns zu dem Schlusse, daß das Land zur Zeit der Ansiedlung ganz erheblich höher ge-

legen hat als heute; denn von Deichen war damals noch nicht die Rede, und selbst wenn das Meer in jener Zeit auch noch weit draußen lag und vielleicht durch eine Dünennehrung fast abgesperrt war, so mußte man sich doch gegen das Flußwasser sichern, das zur Zeit der Schneeschmelze sicher bis + 2 bis 3 Meter answoll. Von einer Zusammenpressung des Bodens unter der Wurt, die die tiefe Lage erklären könnte, kann nicht die Rede sein, da der Untergrund sandreich ist und kein Moor enthält. Zudem gibt es auch Wurtten, die unmittelbar auf festem Diluvialsand liegen und doch so tief gesunken sind. Es muß also seit der Völkerwanderungszeit eine allgemeine Bodensenkung von mindestens 3 Meter vorliegen. Erst als diese begann und die Urbewohner der Marsch sich vom steigenden Wasser bedroht sahen, zwang die Not sie zur Errichtung der Wurtten, die meistens nicht auf einmal, sondern in Absätzen erfolgte. In der Karolingerzeit scheint, wie Dr. A. C. van Giffen, der rührige Groninger Wurttenforscher, aus zahlreichen Wurttausschlüssen folgert, eine besonders große allgemeine Erhöhung der Wurtten stattgefunden zu haben. Vermutlich sind zu der Zeit die Meeressturmfluten immer bedrohlicher geworden.

Wer die Höhenzahlen zu vergleichen weiß, der möchte nun vielleicht aus der Höhenlage des bedachten Landes bei Rodentkirchen, die wir auf circa 1,20 Meter über Null schätzen, den Schluß ableiten, daß die Senkung schon vor der Eindeichung oder bald nachher aufgehört haben muß, da die Oberfläche doch noch fast so hoch wie der Außendeich liegt, obwohl sie seit Jahrhunderten nicht mehr hat aufschließen können. Das wäre aber ein Trugschluß. Wären die Deiche nicht da, so würden die Sturmfluten die höchsten Rücken, wie die Aufschüttungshöhe an gewissen Punkten der Küste ergibt, bis mindestens + 3 Meter aufschwemmen, und so hoch wird auch dieser Punkt gelegen haben. Es liegt also auch seit der Eindeichung noch eine bedeutende Senkung vor.

Anders aber lagen die Dinge vor der Besiedelung der Marsch. Auch das lehrt unsere Bohrung im Vergleich mit zahlreichen anderen Bodenausschlüssen. Der geschichtete Roden unter der Wurtsohle ist unzweifelhaft Flußwasserablagerung, wie der eingeschlossene Schilfwuchs anzeigt. Aber er ist bis zur Tiefe von 1,60 Meter entkalkt, und das geschah schon zu einer Zeit, wo keine Deiche ihn vor Ueberflutung mit kalkhaltigem Wasser schützten. Die Entkalkung ist eine Verwitterungserscheinung, die voraussetzt, daß kein neuer Kalk durch Wasser zugeführt wurde, daß also die Marsch bis zu der Schicht, die jetzt auf — 1,60 Meter liegt, nicht bloß über dem mittleren Grundwasserstande, sondern über dem Höchstwasserstande lag. Dann ragte aber die Wurtsohle, jetzt etwa 30 Zentimeter unter Null, nicht bloß, wie wir vorhin annahmen, bis 2–3 Meter, sondern noch 1,30 Meter höher über Null auf, und das ist nur möglich, wenn die ursprünglich doch aufgeschüttete Marschoberfläche durch eine Bodenhebung auf ein Niveau von circa 4 Mtr. gelangt war. Also in vor-, vielleicht noch frühgeschichtlicher Zeit fand eine Küstenhebung statt, die unsere Marsch erst in einen besiedlungsfähigen Zustand brachte; seit dem frühen Mittelalter haben wir wieder, wie im allgemeinen seit der Tertiärzeit, eine Küstensenkung, die noch heute anhält.

Ein Vertreter der nordischen Flora im heimischen Walde.

Von

W. Wegewitz, Ahlerstedt (Kreis Stade).

Der „Braken“, eine staatliche Forst, die sich teils aus Laub-, teils aus Nadelholzbeständen zusammensetzt, schiebt sich teilsförmig zwischen die Feldmarken der Ortschaften Ahlerstedt und Hollenbeck. Die Straße Stade-Zeven durchschneidet die Spitze dieses Reiles, dessen Rücken an die Harjeselber Feldmark stößt. Hier grenzt ein Weg den Braken vom „Elsbusch“ ab.

An der Ahlerstedter Seite zieht sich ein Kiefernstreifen entlang, der etwa 80 Jahre stehen mag. Als Unterholz haben sich Buchen und Vogelbeeren angesammelt. Stellenweise sind einige Hülfsenhorste eingesprengt. Hier steht am Rande, wo die Sonne durch die Baumlücken dem moosigen Boden Licht spenden kann, in Gesellschaft mit dem Siebenstern das Moosglockchen oder die nordische Linnäe („Linnaea borealis“), ein Vertreter der nordischen Flora im Florenbezirk des nordwestdeutschen Flachlandes. Nur ein kleines fleckchen Waldboden überspannen an dieser Stelle die zierlichen Ranken.

Seit meiner Schulzeit ist mir dieses niedliche Pflänzchen bekannt, und jedes Jahr habe ich es beobachtet. Wenn ich in den Ferien zu Hause weilte und den „Braken“ durchstreifte, war mein erster Gang zur Linnäe.

Jedes Jahr um Pfingsten herum hat mir dieses Pflänzchen eine besondere Freude bereitet. Um diese Zeit erheben sich von den fruchtbaren Kurztrieben die etwa 5 Zentimeter hohen Blütenstängel mit zwei weißen, zart rosa angehauchten, nickenden Blütenglockchen, die einen schwachen Duft ausströmen. Wenn man in den fünfzipfeligen Blütentrichter hineinsieht, gewahrt man innen im garten Rot dunklere Streifen, die Saftmale.

In den letzten Jahren hatte das Moosglöckchen schwer zu kämpfen. Das Buchengebüsch ist größer geworden und hat einen grünen Vorhang zwischen die Kiefernstämme gezogen, der die wenigen Sonnenstrahlen, die für den Boden noch übrig bleiben, abfängt. Das Verbreitungsgebiet des Moosglöckchens ist deshalb viel kleiner geworden. Wird der Kiefernbestand abgetrieben, so daß die Mittagssonne freien Zutritt zum Waldboden gewinnt und den Moosrasen austrocknen kann, dann sind die Tage der Linnäe im Braken gezählt. An die Stelle der Halbschattenflora wird eine neue Pflanzengemeinschaft treten.

Die Linnäe, die den halbschattigen Kiefernwald bewohnt, braucht eine gewisse Menge Licht zum Gedeihen. Zwei Punkte begrenzen gleichermaßen die zum Leben notwendige Lichtmenge. Werden diese Grenzpunkte nach oben oder nach unten überschritten, dann beginnt für die Pflanze der „Kampf ums Dasein“. Das Moosglöckchen braucht nicht nur eine Menge Licht zum Gedeihen, sondern bestimmte klimatische Einflüsse, und die Zusammensetzung des Bodens sind auch von großer Bedeutung für das Leben des Pflänzchens. Der Sommer 1920 war kalt und brachte viel Regen. Gerade in dem Jahre gedieh das Moosglöckchen üppiger, und die Blüten entwickelten sich in großer Zahl.

Hatte ich schon damit gerechnet, daß in absehbarer Zeit die Linnäe im „Braken“ den ungünstigen Einflüssen unterliegen würde, so freute ich mich um so mehr, als ich im Sommer 1919 unerwartet in der „Harseloh“ einen anderen Standort dieser Pflanze entdeckte. Im Südosten grenzt an den „Braken“ eine Hochmoorfläche, und jenseits des Moores liegt eine kleine Forst, die „Harseloh“. Dort ist an der Südwestecke nach dem Moore zu der zweite Standort der Linnäe, den ich in meiner nächsten Umgebung kenne. Zu meiner großen Freude besiedelt hier das Moosglöckchen eine größere Fläche und erweist sich lebensfähiger. Während im „Braken“ nur wenige Blüten zur Entwicklung kommen, prangt hier das Pflänzchen in den ersten Junitagen in einem reichen Blütenflor. Ich habe sogar 1920 und 1921 eine zweite Blütezeit im August beobachten können. Nur in der Heimat der Pflanze (Schweden, Norwegen, Rußland) kommt diese Blüteperiode voll zur Entwicklung. Im nordwestdeutschen Flachlande scheint man noch nicht auf diese Erscheinung geachtet zu haben; wenigstens habe ich in den mir zugänglichen Schriften keine Mitteilungen darüber gefunden.

Das Gewand des Moosglöckchens ist sehr von dem seiner nächsten Verwandten im deutschen Walde verschieden. Holunder und Schneeball sind Sträucher, die stolz zum Licht streben. Das Geißblatt, dessen Stengel zu schwach ist, umschlingt andere Sträucher und wächst mit ihnen lustig um die Wette. Der Linnäe-Strauch bleibt bescheiden am Boden. Wie ich schon vorher angedeutet habe, ist die Linnäe ein Vertreter der nordischen Flora. Die ganze Gestaltung dieses Pflänzchens deutet auf den Nordländer hin, der zwergartige Busch und der kriechende, fädliche Stengel kennzeichnen den Bewohner nördlicher Breiten. Nur die Blüten erheben sich etwas über den Boden, um die zierlichen Glöckchen den Bestäubern, kleineren Insekten, sichtbar zu machen. Sparsam muß die Pflanze mit den Baustoffen wirtschaften; denn der Sommer der nördlichen Gegenden ist kurz. Schnell muß die Pflanze, sobald die günstige Witterung einsetzt, neue Sprosse für die Vermehrung bauen. Die derben Blätter sind immergrün. Wenn die günstige Jahreszeit einsetzt, dann kann die Pflanze sofort tätig sein und aus Kurztrieben Blüten treiben. Wenige Tage nur dauert die Blütezeit, und schnell entwickeln sich die Samen.

Interessant ist es, die Verbreitung dieses unscheinbaren Gewächses auf der Karte zu verfolgen. „*Linnaea borealis*“ besiedelt das östliche Schottland, Nordengland, Elandinavien bis zum 71. Grad nördl. Breite, Nord- und Mittelrußland, Sibirien, das arktische und boreale Nordamerika und Grönland. Im arktischen Gebiet verläßt das Pflänzchen den Nadelwald und besiedelt Birkenwälder und die Zwergstrauchheide. Außer diesem geschlossenen Verbreitungsgebiete rund um den Pol, das etwa mit dem Polarkreis seine nördliche Grenze erreicht, hat die Linnäe noch ein anderes in den Alpen, das jedoch nicht die Baumgrenze überschreitet.

Deutschland liegt außerhalb des geschlossenen nördlichen Verbreitungsgebietes. Nur ein Teil von Pommern, West- und Ostpreußen gehören schon diesem Gebiete an. Dort kommt die Linnäe häufiger vor, und von dort geht das Verbreitungsgebiet des Pflänzchens bis nach Rußland hinein. Im übrigen Deutschland finden sich vereinzelte Standorte im Riesengebirge, auf dem Brocken, in Schleswig-Holstein und in Oldenburg. Im Regierungsbezirk Stade kommt das Moosglöckchen außer den bereits genannten Fundstellen im „Braken“ und in der „Harseloh“ noch an einigen anderen Stellen vor. Ob die Linnäe noch an sämtlichen Orten zu finden ist, die Buchenau in seiner Flora der nordwestdeutschen Tiefebene (1894 und 1904) aufführt, habe ich bis jetzt noch nicht feststellen können. Buchenau nennt „Campe bei Ottersberg, Himmelfortener Bruch, und zu beiden Seiten der Eisenbahn zwischen Warstede und Basbed“. Ich weiß nur, daß die Linnäe in den letzten Jahren auf dem Dobraß mehrfach beobachtet ist.

In vielen Schriften wird die Linnäe in Deutschland als ein Ueberrest (Relikt) der Eiszeit betrachtet. Neben dem Moosglöckchen gibt es in unserer Heimat noch mehrere Vertreter

der nordischen Flora, die bei uns die Südgrenze ihres Vorkommens haben. Die Zwergbirke („*Betula nana*“), die schwedische Hartriegel („*Corvus suecica*“), die Rauschbeere („*Empetrum nigrum*“), die Fadenbinse („*Juncus filiformis*“), der Sumpfsporst („*Cedum palustre*“) und andere sind nordische Formen. Daß sich die eben genannten Pflanzen bei uns seit der Eiszeit erhalten haben, kann man bei genauer Betrachtung der Verhältnisse kaum annehmen. Wie ich an der Linnäe gezeigt habe, stellen diese Pflanzen bestimmte Anforderungen an ihren Standort. Die Linnäe ist an den Nadelwald gebunden; der schwedische Hartriegel ist nur auf anmoorigem Bruchboden zu finden. Zu der Zeit, als der Sandboden vom Gletscherwasser frei wurde, werden diese Pflanzen schwerlich die ihnen zusagenden Standortbedingungen gefunden haben. Diese haben sich erst im Laufe der Zeit gebildet, dann erst konnten die Pflanzen den Boden besiedeln. Es ist anzunehmen, daß mit der Klimaänderung, die ihren Kältehöhepunkt in der Eiszeit erreichte, auch eine Verschiebung der Pflanzengrenzen stattfand. Als das Eis vorrückte, sind manche Pflanzen nach Mitteleuropa gewandert. Das Vorkommen der Linnäe in den Alpen scheint auch auf eine Wanderung dieses Pflänzchens hinzudeuten. Nach dem Abschmelzen des Eises ist die Flora wieder langsam nach Norden gewandert. Klima und Boden waren es, die den südlichen Grenzen mancher Pflanzen ein Vordringen oder Zurückweichen geboten.

Ich möchte „*Linnaea borealis*“ in unserem Regierungsbezirk nicht als Relikt betrachten, sondern als Einwanderer, der an eine bestimmte Pflanzengemeinschaft und an ein feuchtkühles Klima gebunden ist. Ich glaube nicht, daß dieses Pflänzchen gleich von Anfang an diejenigen Stellen des „Brakens“ und der „Harseloh“ besiedelt hat, die vor reichlich 80 Jahren nach Kahlschlag wieder mit Kiefern aufgeforstet wurden. Als der junge Bestand aufwuchs, da hatte die Linnäe nicht die zum Leben notwendige Lichtmenge. Der Boden eines solchen Kiefernbestandes ist oft nur mit Flechten bedeckt. Erst als der Bestand lichter wurde, da waren für die Pflanze die Lebensbedingungen geschaffen.

Auf welche Weise mag das Moosglöckchen bei gewandert sein?

In der „Illustrierten Flora von Mitteleuropa“ von Hegi Bd. VI 1 findet sich die Bemerkung, daß in Norddeutschland bis jetzt nur an wenigen Orten ausgereifte Früchte bekannt geworden sind. Ich habe in der „Harseloh“ 1920 von der Augustblüte reife Samen gesammelt. Trotz eifrigen Suchens konnte ich aber nur wenige finden. Ebenfalls beobachtete ich im September 1921 einige Früchte. Die Samen sind klein und mit kleinen Widerhaken versehen. Sie sind also ausgerüstet, damit sie von Tieren verbreitet werden können. Außerdem breitet sich das Moosglöckchen an einem Standort vegetativ durch Ranken aus.

Bei uns müßte es ein sehr großer Zufall sein, wenn die Vögel von hier aus den flebrigen Samen, der allerdings sehr lange seine Haftfähigkeit behält, auf einen anderen Standort verschleppen sollten. In den Alpen und in Schweden blüht die Linnäe viel reichlicher und erzeugt deshalb viel Samen. Hier ist ein Verschleppen der Früchte eher möglich. Zugvögel, die auf dem Boden ihre Nahrung suchen (Drosselarten), bringen die Samen an ihrem Gefieder mit. Günstigenfalls kann der Same von Schweden bis in unsere Gegend getragen werden. Aber es ist wieder ein großer Zufall, wenn das Samenkorn in einen Kieferwald getragen wird, wo es keimen kann.

In der Polizeiverordnung betr. Schutz von Tier- und Pflanzenarten auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 ist „*Linnaea borealis*“ auch in der Liste der all-gemein geschützten wildwachsenden Pflanzen aufgeführt. Wünschenswert wäre es, wenn die maßgebenden Stellen unseres Regierungsbezirktes auch tatkräftig für den Schutz dieser Pflanzen eintreten würden. Das könnte geschehen, wenn die Forstverwaltung die Standorte der zu schützenden Pflanzen, bei der Linnäe sind es nur wenige Quadratmeter, zum Naturschutzgebiet erklären würde.

Meine kurzen Ausführungen können kein abgeschlossenes Lebensbild dieses Pflänzchens bieten. Sie sollen nur auf die geheimen Zusammenhänge zwischen Pflanze, Boden, Umgebung und Klima hinweisen und zeigen, daß die Linnäe des Schutzes wert ist. Mögen meine Zeilen dazu beitragen, daß der nordische Gast im heimatischen Kiefernwalde auch in ferneren Tagen die Pflanzzeit mit seinen Blütlöckchen einläutet!

Der häufigste Ruderfußtrebs der Wesermündung.

Von W. Klie, Bremerhaven.

Den Ausflüglern, die an schönen Sommertagen von Bremerhaven aus eine Dampferfahrt entweder stromaufwärts nach Blumenthal oder stromab nach dem Roten Sand unternommen haben, wird wohl gelegentlich einmal eine wolfige Verfärbung des in diesem Stromabschnitt durchweg trüben Wassers aufgefallen sein. Die meisten werden sich mit der Erklärung zufrieden gegeben haben, daß irgendwie aufgewühlter Schlamm der Grund für diese Erscheinung sein werde.

Hat aber der Zufall auch einen Planktonfischer an Bord geführt, der an solcher Stelle an langer Schnur ein Netz aus feiner Gaze ausstreckte, so kann man, wenn er seinen Fang zur Betrachtung herunterschickte, sich davon überzeugen, daß es kleine Tierchen sein müssen, die, zu großen Schwärmen vereinigt, dem Wasser das eigenartig veränderte Aussehen verleihen.

Das Sammelgefäß zeigt den kühnen Blicken anfangs nur ein lebhaftes Gewimmel von länglichen, weißlich-grauen Punkten, und erst wenn das Auge sich an diesen fremden Anblick gewöhnt hat, oder wenn man zu genauerer Beobachtung mit einer schwachen Lupe übergeht, vermag man Einzelheiten zu erkennen. Dann fällt in erster Linie auf, daß die Gefangenen nicht in gleichförmiger Bewegung schwimmend dahingleiten, sondern, daß sie nach kurzen Zeiten ruhigen Schwebens wie von unsichtbarer Gewalt fortgeschleudert gradlinig durch das Wasser schießen, um nach abermaliger kurzer Pause dieses schnellende Springen zu wiederholen. Wohl können sich die Tierchen, wie man gelegentlich auch bemerken wird, außerdem langsam und gleichmäßig schwimmend fortbewegen, die Regel aber ist die hüpfende Bewegungsweise, der eine ganze Gruppe weniger schlank und zart gebauter Verwandter im Süßwasser die deutsche Bezeichnung „Hüpfertinge“ verdankt.

Für unsere Brackwasserart gibt es leider keinen deutschen Namen, deshalb müssen wir sie hier unter ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung „*Eurytemora affinis*“ einführen, eine Benennung, deren Übertragung nicht gut möglich ist, weil Baird seine Gattung *Temora* nach dem Palaste der alten Könige von Irland benannt hat. Später hat dann Stes-recht, als sich bei einer Ostseeform feinere Abweichungen von der alten Gattung *Temora* herausstellten, durch Hinzufügung des griechischen Adjektivs *eury* = breit einen neuen Gattungsnamen gebildet. Die lateinische Artbezeichnung „*affinis*“ = verwandt soll darauf hinweisen, daß unsere Art einer schon früher beschriebenen sehr ähnlich ist. Die Bezeichnung der höheren systematischen Einheit, der das Tier angehört, läßt sich besser übersetzen, denn der griechische Name *Copepoda* wird kurz und auch sachlich vollkommen zutreffend durch den Ausdruck Ruderfüßler wiedergegeben.

Wie bei allen Arten dieser Gruppe, die das freie Wasser bevölkern, besteht der Körper aus zwei deutlich von einander getrennten Abschnitten. Das ist schon mit unbewaffnetem Auge zu erkennen, da die Größe unseres Tieres etwa $1\frac{1}{2}$ Millimeter beträgt. Der Vorderkörper ist im Umriss länglich elliptisch, an der Bauchseite abgeflacht, oben dagegen stark gewölbt. Der Hinterkörper ist lang und schmal, er trägt am Ende eine mit starken Borsten besetzte Schwanzgabel. Die Bezeichnung Ruderfüßler rührt von den vier Schwimmbeinpaaren her, die in der Ruhe nach vorn und oben getragen werden. Jeder Fuß ist zweigliedrig, und jeder Ast ist gegliedert; da alle Glieder an ihren Rändern befiederte Borsten und breite Dornen tragen, kann mit einem gleichzeitigen Schlage aller vier Beinpaare ein starker Druck auf das Wasser ausgeübt und dadurch der Körper mit einem plötzlichen Ruck fortgeschleunigt werden. Bei ruhigem Schweben erkennt man auch mit freiem Auge am Kopfe die Vorderfüßler, die als wagrecht abgepreizte dünne Fäden von annähernd halber Körperlänge erscheinen. Sie ermöglichen es dem Tiere, sich in dem stets bewegten Wasser im Gleichgewicht zu halten. Zuweilen finden sich in dem Schwarme auch einzelne Tiere, die nicht gleichförmig durchscheinend grauweiß erscheinen, sondern einen länglichen, dunklen Fleck in der Körpermitte erkennen lassen. Das Mikroskop zeigt in solchen Fällen, daß der Sitz dieser tiefviolettten Farbe die Anheftungsstelle der Beinpaare ist, manchmal greift die sogenannte Schmuckfärbung auch auf die Grundglieder der Mundteile oder sogar auf die Stammabschnitte der Fühlerpaare über.

An der Unterseite des Hinterleibes tragen zahlreiche Stücke ein länglich rundes, im Umriss unregelmäßig gewelltes, offenbar aus zahlreichen kleinen Kugeln zusammengelegtes Päckchen, das ist der Eiballen. Dreißig und mehr Eier werden so, durch einen zähen Schleim zusammengehalten, von dem Weibchen bis zum Auskriechen getragen. In der Hauptvermehrungszeit sind sicher auch, genügende Feinheit des Netzes vorausgesetzt, die ersten nur wenig mehr als ein Zehntel Millimeter großen Jugendstadien in dem Fange vertreten, aber nur das geübte Auge wird sie ohne Lupe als feine, blikartig dahinschießende rötliche Pünktchen wahrnehmen. Bei genügender Vergrößerung zeigt sich, daß der Körper dieser sogenannten Nauplien noch nicht in Vorder- und Hinterkörper getrennt ist, und daß nur erst drei Gliedmaßenpaare vorhanden sind. Erst Häutungen, bei denen nacheinander die fehlenden Gliedmaßen auftreten und die schon vorhandenen immer vollkommener ausgebildet werden, muß die Larve durchlaufen, um mit der zwölften Entwicklungsstufe als geschlechtsreifes Tier die Reihe abzuschließen.

Von der Gattung „*Eurytemora*“ kommen in unserer engeren Heimat zwei nahe miteinander verwandte Arten vor: „*E. velox*“ und „*E. affinis*“. Man darf annehmen, daß beide aus dem Meere stammen, doch hat sich die erstgenannte insofern anpassungsfähiger erwiesen, als sie weit in das Süßwasser vorgeedrungen ist, während „*E. affinis*“ im Brackwasser halt gemacht hat, der Ausdruck Brackwasser hier in dem weiteren

Sinne gebraucht, der neben dem unteren, salzhaltigen auch das obere, salzfreie Wasser der Flußmündungen einschließt. Demgemäß kommt „*E. velox*“ bei uns nicht nur im Jadebusen vor, dessen Salzgehalt nicht wesentlich geringer ist als der der Nordsee, sondern auch in Lümpeln des Außendeiches an der Weser und der Geeste, sowie in manchen Marschgräben, beispielsweise am Bremer Späken. Ihre nordwestdeutschen Süßwasserfundorte stehen alle irgendwie mit den Flüssen in Verbindung, ich nenne nur den Bremer und den Stader Stadtgraben, die Seen der mittleren Geeste und die großen Randseen der Hadelner Bucht. Auch das Vorkommen im übrigen Deutschland: Brandenburg, Westfalen und Rheinland, weist auf die Benutzung der Flußläufe und Kanäle als Einwanderungsstraßen hin.

„*Eurytemora affinis*“ dagegen geht über das obere Brackwasser nicht hinaus. Für die Unterweser ist ihre Verbreitung durch umfassende Untersuchungen des Bremer Hygienischen Instituts kurz vor dem Kriege festgestellt worden. Nach dem kurzen Bericht über die Ergebnisse in den Mitteilungen des Senats vom 22. Juni 1914 liegt die obere Grenze ihres Massenvorkommens etwa bei der Mue-Mündung zwischen Vegesack und Blumenthal, also rund 20 Kilometer unterhalb von Bremen. Vereinzelt wurde aber auch noch 8 Kilometer oberhalb dieser Stelle beobachtet, sowohl in der Lesum, im Hafen von Lesum nämlich, als auch in der Weser, hier in der Höhe der Moorlosen Kirche. Bei Bremerhaven habe ich „*E. affinis*“ bei einer sich über ein volles Jahr erstreckenden Untersuchung des Alten Hafens in keinem Fange vermisst, auch im Winter unter dem Eise nicht, jedoch war die Zahl der Tiere in der kälteren Jahreszeit immer gering; die größte Massentwicklung fiel in die Monate Mai und Juni. Für die Außenweser liegen keine regelmäßigen Beobachtungen vor, doch konnte ich bei gelegentlichen Fängen das Vorkommen bis zum Leuchtturm Hohenweg hinaus feststellen. Vom Leuchtturm Kotesand stand mir nur eine, und zwar aus einer günstigen Jahreszeit stammende Probe zur Verfügung. In dieser fehlte „*E. affinis*“; dieser Befund stimmt mit dem für die Elbe festgestellten Vorkommen überein: in der Unterelbe bis nach Hamburg hinauf ist „*E. affinis*“ sehr häufig, sie konnte aber im Wattenmeer nicht nachgewiesen werden.

Von heimatischem Interesse ist auch die Geschichte der Entdeckung des Tieres. Der mit Copepodenstudien beschäftigte Begeckater Privatgelehrte S. A. Poppe hatte 1880 von einem naturforschenden Freunde in Dangast Untersuchungsmaterial aus dem Jadebusen und aus dem Barelser Hafen erhalten. In diesen Proben war die bis dahin noch nicht beschriebene Art enthalten. Poppe selbst bemühte sich dann, für eine ausführliche Bearbeitung des Tieres weiteres Material zu erhalten. Dabei stellte er ihr Vorkommen in der Ems bei Bettum und Emden und in der Weser bei Bremerhaven und Weddewarden fest. Auf Grund dieser Beobachtungen hat Poppe dann noch in demselben Jahre in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen (Bd. 7, Heft 1) eine sorgfältige, von einer ausgezeichneten Tafel begleitete Beschreibung geliefert.

Wo man das Schild der Feuerversicherung nicht anbringen sollte.

Es gibt an unserem altherwürdigen Bauernhaus nicht viel äußeren Schmuck. Es ist ein reiner Zweckbau. Aber die Freude am Besitz und der Stolz auf das eigene Haus wollen sich hie und da doch Ausdruck verschaffen. Also ein Giebelzierat; eine oder ein paar geometrische Figuren als „Mensluht“ oder „Mensloht“ in dem Brett des Giebeldreiecks; künstlich mit Ziegeln ausgelegte Flächen zwischen den Ständern und Balken; schmiedeeiserne Beschläge an den beiden Stalltüren und dem großen Einfahrtstor; die Rahmen der zwei Fensterchen daneben etwas geschwungen; über der Tür ein geschnitzter Balken mit einem frommen Spruch, den Namen des Erbauers und seiner Ehefrau und der Jahreszahl — das wäre so ziemlich alles. Und wenn das bei einfachen Häusern auch alles fehlt, so bleibt doch selbst beim einfachsten fast immer noch eine Stelle, die Schmuck trägt. Nämlich oben in der Rundung der „Groddör“ der Holzvorsprung, an dem der herausnehmbare Mittelpfosten, der „Düffel“ (auch er meist geschnitzt und mehrfarbig gestrichen, oft von Dorf zu Dorf verschieden), seinen Halt findet. Dieser Vorsprung ist eigentlich stets ausgeschweift oder verzert mit einer Blume oder nur einigen Linien. Oder er trägt das Wappen des Eigentümers oder die verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens und die Jahreszahl. Das ist also oft die einzige Schmuckstelle des ganzen Hauses, die Stelle, auf die der Erbauer ein ganz klein wenig Liebe verwandt hat, die er zeilen und nicht verdecken wollte, — leider ist sie genau so groß wie das mehr oder weniger häßliche Blechschild der Feuerversicherung. Es ist also auch die Stelle, wo man das Schild bestimmt nicht hingängen sollte. Und grade da hängt es, die verdeckt es. Bitte, nachsehen!

Th. A. Schroeter, Geestemünde.